



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutsche Staatsmänner und Abgeordnete : Ludwig Bamberger.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Deutsche Staatsmänner und Abgeordnete.

Ludwig Bamberger.

Jetzt vor zehn Jahren gab Ludwig Simon, der bekannte feurige Redner der Paulskirche „im Selbstverlage des Verfassers zu Frankfurt a. M. — während er in Paris im Exil lebte — eine Broschüre heraus unter dem Titel „Meine Desertion, ein Zeitbild im Rahmen des preussischen Gottesgnadenthums.“ Veranlaßt ist diese Flugschrift durch die Ludwig Simon auf das schmerzlichste erregende Thatsache, daß die Krönungsamnestie von 1861 ihm nicht zu gute kam, weil er nicht wegen politischer Vergehen, sondern wegen Desertion 1850 in contumaciam zum Tode verurtheilt worden war. Die Kernsätze dieser Flugschrift, diejenigen, in welchen der Mann, dessen Haar die Verbannung gebleicht hatte, die höchste Weisheit seiner Jahre auszusprechen vermeinte, sind die folgenden: „Und abermals wendet der deutsche Patriotismus sich an die Hohenzollern, welche schon einmal bewiesen haben, daß sie die vertrockneten Pergamente eigener und fremder Legitimität höher schätzen, als den fruchtbaren Lebensdrang der Nation; welche schon einmal das deutsche Volk im entscheidenden Augenblicke zurückwiesen und in seine alte Zersplitterung zurücksinken ließen. Der Werth dieser Bestrebungen besteht jedoch offenbar mehr darin, daß manches freie und wahre Wort mit unterläuft, als in einer wirklichen Aussicht auf irgend einen praktischen Erfolg. Ja! wenn Ihr irgendwo einen Altar ausfindig machen könntet, von dem man die deutsche Kaiserkrone mühelos hinwegnehmen könnte — ja! das wäre etwas Anderes. Denn wohl darf man festlich begehen, was Andere in grauer Vorzeit mit etwas mehr oder weniger Rechtsanstand tapfer erworben und ihren Enteln hinterlassen haben; aber selbst erwerben darf man nichts und stünde auch der Zeiger des urewigen Entwicklungsrechts der geschichtlichen und politischen Nothwendigkeit mitten auf Mittag! Was vor Jahrhunderten geschehen, ist heilig; aber heute darf nichts mehr geschehen, es sei denn in dem unglücklichen Italien oder Frankreich, wo die Lorbeern noch grünen und wachsen, während wir auf den abgeschnittenen Zweigen vergangener Jahrhunderte ruhen, in denen der Saft längst seine gottlose Triebkraft verloren hat.“ Und dann, einige Seiten später, sagt Simon: „Könnt Ihr eure Reform von Oben durchsetzen, gut! so sind wir damit entwaffnet.“

So schrieb vor zehn Jahren, ein halbes Jahr vor dem Eintritt Bismarcks ins preußische Ministerium, einer der ehrlichsten und begabtesten deutschen Radicalen über seinen heimatlichen Staat, auf welchen nach einem Jahrzehnt der tiefsten Erniedrigung wiederum die Hoffnungen der besten Deutschen sich richteten. Die Anschauungen Ludwig Simons wurden damals zweifellos getheilt von der überwiegenden Mehrheit des deutschen Radicalismus und selbst von einem guten Theil des deutschen Liberalismus. Für einen Exilirten, für einen der radicalsten Geister der Frankfurter Linken schrieb Ludwig Simon sogar überaus verständig und real-politisch. Ja, man durfte nach dieser Broschüre von ihm erwarten, daß er rückhaltlos sich der neu erwachten nationalen Bewegung in Deutschland anschließen werde, sobald die deutsche Vormacht von den legitimen Schwächen sich frei zeigen würde, welche Ludwig Simon bei ihr voraussetzte, und sobald sie das deutsche Einheitswerk ernstlich in Angriff nahm.

Vier Jahre später hatte Preußen die „vertrockneten Pergamente eigener und fremder Legitimität“ zerrissen — allerdings auch die Legitimität des österreichischen Vorpostens am Main, der sich die „Freie Stadt Frankfurt“ nannte. Das Parlament, so frei und vollberechtigt, wie je eines in Deutschland war wieder erstanden. Das Vaterland Ludwig Simons war geeint bis zum Main. Daß es nicht darüber hinausging, war nicht die Schuld der „Hohenzollern,“ sondern anderer Leute, die an der Mainlinie festhielten, obwohl „der Zeiger des ewigen Entwicklungsrechtes der geschichtlichen und politischen Nothwendigkeit mitten auf Mittag stand.“ Nichts hätte nun Ludwig Simon gehindert, in der preußischen Stadt Frankfurt a. M. einen Nachtrag zu der obigen Broschüre herauszugeben, in welchem er freudig die große Verjüngung und Kräftigung Deutschlands begrüßt, und eingeräumt hätte, er sei nun „entwaffnet“, die „Reform von Oben sei durchgesetzt“ und „der Saft habe die gottlose Triebkraft“ wiedergewonnen. Wir zweifeln nicht daran, daß ein einziges solches Wort, nicht etwa an den König gerichtet, sondern an alle Landsleute daheim im Vaterlande, auch über die „Desertion“ des Flüchtlings den Schleier der Vergessenheit geworfen, und ihm die Rückkehr ins Vaterland ermöglicht hätte. Und er sehnte sich in der That zurück. Er hatte sein Heimweh schon im Jahre 1862 in die schönen Worte gefaßt: „Wer sehnte sich nicht danach, nach so langer Trennung seine Heimath einmal wiederzusehen? Wenn es Einem auch gelungen ist, sich im Auslande einen redlichen Erwerb zu gründen, so bleiben doch viele seelische Bedürfnisse unbefriedigt. Steht auch die Wurzel in fremdem Boden, so wendet sich die Blüthe doch stets nach dem Vaterlande. Die Sehnsucht verlernen kann man nicht ohne Herzensverarmung und sich ewig sehnen nicht ohne innere Aufreibung.“ Aber Ludwig Simon hat dieses Wort nie gesprochen. Er hat auch dann noch nicht von seiner

Verbitterung gelassen, als in Deutschland höhere „Lorbeern“ wuchsen und gepflückt wurden, als je zuvor in Frankreich und Italien, als die ganze Fäulniß und Hohlheit des von Simon gefeierten französischen Stoates sich enthüllte, und die reine Größe des Deutschen Reichs sich erhob. Er hat noch erlebt die größten Tage, die seinem Volke, so lang es besteht, beschieden waren, und er hielt sie für Tage größter Unfreiheit und Entwürdigung. Mit dieser Anschauung deutscher Verhältnisse ist er vor wenig Monaten zu Montreux verschieden.

Ueber seinem Grabe hat die „reine Demokratie“ natürlich das herkömmliche Mausoleum für die eigene überlebende republikanische Mannestugend errichtet, in Reden und Zeitungsartikeln und sonstigen frommen Werken. Zur größeren Ehre des Todten sind auch ihm die üblichen „Apostaten“ über dem Grabhügel rhetorisch geopfert worden, die Namen jener schlechten Demokraten, welche das Jahr 1866 und den Fürsten Bismarck, den Krieg gegen die arme französische Republik und die Annexion von Elsaß-Lothringen, das deutsche Kaiserthum und die deutsche Reichsverfassung von 1871 anerkannt haben, obschon auch sie dereinst das harte Brod der Verbannung aßen. Und diesmal brauchte der Wit dieser Grabredner und Leidartikelschreiber nicht lange zu suchen, um das abschreckende Gegenbild des Todten von Montreux zu finden in — Ludwig Bamberger. Beide hatten an den vorwiegend französischen Sympathien und Traditionen des Rheinlandes in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts die Ideale ihrer Jugend gewonnen. Beide waren zur juristischen Carrière herangebildet und in diese eingetreten, als die Bewegung des Jahres 1848 sie ergriff. Beide wurden durch ihre Betheiligung an der Revolution aus der Heimath entwurzelt, in die Verbannung geschleudert, und nach mannigfachen abenteuerlichen Plänen, aus der vorgezeichneten Laufbahn in die ihrem Jugendleben völlig fremde Welt des Kaufmanns, der Börse und Banken hineingetrieben. Beide errangen sich in Paris eine hervorragende Stellung an der Spitze deutscher Bankfirmen; beide zusammen waren Jahre hindurch den besten Bestrebungen der Deutschen in Paris ein geistiges Ferment. Aber seit dem Jahre 1866 scheiden sich von Grund aus ihre Wege. Ludwig Simon's Anschauungen sind wir oben in Kürze gefolgt. Ludwig Bamberger trat noch von Paris aus ein in den Wahlkampf, der Norddeutschland in den Vortagen des constituirenden Reichstags bewegte. „Eine Stimme aus der Fremde“, lautete die Ueberschrift des Mahnwortes, das er, gewissermaßen im Namen der wiederversöhnten Mehrheit der deutschen Emigration, in den häuslichen Streit der Parteten hineinrief. Es war fürs Erste ein treffliches Zeugniß für die politische Reife und Klarheit des Mannes, und hat sicherlich Viele, die unter dem widersprechenden Eindruck der blutigen Wirren des Vorjahres noch betäubt und rathlos hin- und herschwankten, in das nationale Lager geführt. Dann aber hat Ludwig Bam-

berger dem Worte die That folgen lassen. Er ist seit 1867 bis heute als Publicist und Redner, seit 1868 als Abgeordneter des Zollparlaments und deutschen Reichstags unablässig und in einem streng nationalen Sinne thätig gewesen. Er wird mit Recht zu den besten Parlamentsrednern, den geistvollsten politischen Schriftstellern Deutschlands gezählt. So rechtfertigt schon dieses ungewöhnlich bewegte und interessante Leben, die fortdauernde Betheiligung Bambergers an den wichtigsten Problemen der nationalen Entwicklung und Gesetzgebung Deutschlands ein näheres Eingehen auf den Werdegang dieses Mannes. Aber der Hauptwerth und das Hauptinteresse an seiner Vergangenheit besteht für uns in seiner Durchbildung von dem Standpunkte des südwestdeutschen Revolutionärs von Anno 1848 bis zu derjenigen des Nationalen von 1872. Sein Leben und Wirken kann als Paradigma gelten für den nämlichen Entwicklungsproceß desjenigen Theils der Achtundvierziger, der überhaupt entwicklungsfähig war. Sein Beispiel legt die ganze jämmerlichkeit der Logik bloß, zu der selbst ein Gerwinus zu greifen wagte: das Zeugniß der Todten aufzurufen wider die Lebenden; die Anschauungen der Männer, deren Herz stillstand, und deren Auge brach, als die große deutsche Bewegung gescheitert war, und die Grabesruhe des reactivirten Bundestags wieder über uns lastete, als letzten Trumpf auszuspielen gegen die „gottlose Triebkraft“ unserer Tage!

Wenn irgend wer von Haus aus Anlagen und Gelegenheit hatte, sich mit dem auflösenden Eigensinn des französischen Radicalismus zu erfüllen — zu leben und zu enden wie Ludwig Simon, so war es Ludwig Bamberger. Er wurde geboren zu Mainz am 22. Juli 1823. Die Stadt Mainz verehrte damals seit ungefähr zehn Jahren die Großherzoge von Hessen-Darmstadt als angestammte Landesherren. Das Haupttagesinteresse der „Bundesfestung“ bildete jedoch weniger die Chronik des Darmstädter Hofes, als vielmehr das unendliche Capitel der Landsmannschaftlichen Kaufereien der „paritätischen“ Mainzer Garnison. Und seit 1869 war unter den Bürgern, zur angenehmen Abwechslung in der öffentlichen Unterhaltung, durch die Manificenz der zu den Karlsbader Beschlüssen zusammengetretenen Potentaten, auch die geräuschlose „Centraluntersuchungs-Commission“ eingepfarrt worden, die ja in Mainz für einige Decennien abgestiegen war, um hier, unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes Privilegio, ihren stillen Kerkerkrieg gegen deutsche Studenten zu führen. Alle irgend wichtigeren Interessen der Stadt und Bürgerschaft wurden dagegen nach wie vor lautlos aber sicher und unwiderstehlich beherrscht durch den Krummstab. So war das goldene Mainz zur Zeit, als Ludwig Bamberger geboren wurde und heranwuchs. Was Wunder, daß die gebildeten Kreise der Stadt, wie der gesammten Rheinlande aus diesem politischen Elend in die Erinnerungen der Clubbisten- und Kaiserzeit zurückschauten

wie in ein verlorenes Paradies. Die Schmach und Härte der Rheinbundszeit war ja ohnehin an der Pfaffengasse des heiligen römischen Reichs weit weniger schmerzlich empfunden worden, als im übrigen Deutschland. Das milde, üppige, vaterlandslose Regiment des Krummstabes hatte in dem leichtlebigen Völkchen schon vor der Revolution einen materialistischen Kosmopolitismus groß gezogen, der den Phrasen und dem Glitter der französischen Republik und Kaiserzeit besonders zugänglich war. Nun war das Beste, was jene Zeit überhaupt hinterlassen hat, die Codification des französischen bürgerlichen Rechtes und Strafrechts, des Civil- und Strafprocesses, gerade den Rheinländern zu gute gekommen und erhalten geblieben. Die besten Juristen und politischen Schriftsteller des Großherzogthums*) feierten das ursprünglich von dem fremden Eroberer aufgedrungene Recht als das höchste Gut Rhein-Hessens.

In seinem neuesten trefflichen Essay „Der erste Verfassungskampf in Preußen (1815—1828)“ entwirft Heinrich von Treitschke**) eine lebendige Schilderung von den Stimmungen der Bevölkerung in den preussischen Rheinländern während des ersten Jahrzehnts der preussischen Regierung. Wenn dort von Coblenz aus im Jahre 1816 der wackere Landwirth Schwerz meldete: „Kein Mensch ist mehr hier, der nicht Gott auf den Knien danken würde, wenn das Land wieder unter französischer Botmäßigkeit stände“, so mag man sich leicht ein Bild von der vorherrschenden politischen Stimmung und Staatsgesinnung machen, welche Bambergers Knaben- und Kernjahre umgab. „Die alten Leute“ — schreibt er uns selbst — „nährten mit den Erzählungen von 1793 bis 1815 die überall noch sehr rege Bewunderung für die französischen Großthaten der Republik und des Empire. Und die bekann- ten Historien der kurfürstlichen Vertheidigung von Mainz und der Kosaken von 1814 repräsentirten damals den Durchschnitt der Sympathie für die deutsche Nationalität. Ich erinnere mich noch deutlich der Revolution von 1830, wie die Veteranen des Empire ins Haus kamen und frohlockend die Rückkehr der großen Nation verkündeten. Das Casés' Memoiren wurden mit Rührung gelesen; nicht bezweifelt, daß Napoleon bei Waterloo verrathen und schließlich von dem Ungeheuer Hudson Lowe vergiftet worden. Noch lebhaft erinnere ich mich, wie ich 1831, als achtjähriger Junge, mich freute, daß der General Diebitsch, der Feind der Polen, an der Cholera starb, was mir von meiner Mutter eine Ohrfeige eintrug, „weil man sich über keines Menschen Tod freuen solle“, und wie empört ich gegen die Preußen war, welche die für

*) Heinr. v. Gagern, Glaubach, vergl. R. v. Mohl, Geschichte u. Literatur der Staatswissenschaften. 2. Bd. S. 383.

**) Preuß. Jahrbücher, März 1872. S. 313 fg.

die Polen gezupfte Charpie an der Grenze confiscirt hatten. Die Marsellaise und das Polenlied waren unsere Volkshymnen, denen das Hambacher Fest noch als drittes und viertes die Lieder beifügte:

„Bayerland, in's Gewehr,
Ludwig der gift nichts mehr.“

und

„Fürsten zum Land hinaus,
Jetzt geht's zum Völkerschmaus!“

So sah es in dem Kopfe eines begabten deutschen Knaben aus um das Jahr 1830. Ja, was noch weit schlimmer ist: in dem Kopfe Derer, die sich damals für die Gebildetsten und Fortgeschrittensten hielten und es theilweise auch wirklich waren. Die große Mehrheit hing mit bewunderndem Beifall an den heimathlosen Schmähungen Börne's wider Deutschland und die Deutschen. Die Zeit und Männer der Freiheitskriege zu verhöhnern, galt für das Zeichen hoher politischer Weisheit. Und der Hessen-Darmstädter und Rheinhesse theilte nicht einmal die naive Glückseligkeit, welche damals fast allen „Staaten“ Südwestdeutschlands blühte: den „Verfassungskampf“ und die großen Verhandlungen der beiden Kammern des engeren Vaterlandes für die anbrechende Morgenröthe einer schönern Zukunft halten zu dürfen. Denn hier wurde keineswegs um unveräußerliche Menschenrechte und andere höchste Ideale des Erdkreises gestritten, sondern um „lumpige“ zwei Millionen Gulden, welche der 1830 Großherzog gewordene Ludwig II. als Prinz an Schulden contractirt hatte, und welche die getreuen Stände mit nichten zahlen wollten. Dieser Beschluß und ein Protest gegen die Bundesbeschlüsse von 1832 bildeten die äußerste Kräfteanstrengung der Opposition in Hessen. Bereits 1834, nach einer zweimaligen Kammerauflösung erlangte die Regierung eine unterwürfige Majorität. — An welchen ganz anderen Thaten und Bestrebungen, Charakterbildern und Gütern der Nation kann das heutige heranwachsende Geschlecht Maß und Urtheil und Begeisterung für unsere öffentlichen Verhältnisse gewinnen!

Ludwig Bamberger bezog 1842, also in einem für die damalige Zeit ungewöhnlich reifem Alter die Landesuniversität Gießen. Seine Kinder- und Schuljahre hatten keine besonderen Talente verrathen. Dagegen lenkte er in den mittleren Classen des Gymnasiums, als er 14 — 15 Jahre zählte, zuerst die Aufmerksamkeit und das Lob der Lehrer auf sich durch die Originalität und Fruchtbarkeit seiner halb kindlichen, halb ernsthaften Schriftstellerei, welche Gelegenheitsstücke, Knittelverse und Schulaufsätze nach Lust und Laune mit Leichtigkeit schuf. Gleichzeitig erwachte in ihm der Sinn zu beschaulichem Eingehen in das innere Denkleben; immer mächtiger erwuchs ihm das Bedürfniß nach religiöser und philosophischer Erkenntniß, das er als einen sehr

ausgesprochenen Wissensdrang zur Universität brachte, zugleich mit lebhaftem Interesse für die Politik, im alltäglichen und wissenschaftlichen Sinne des Wortes. Während Philosophie und Politik solchergestalt auf der Universität neben der fachmäßig betriebenen Jurisprudenz ihm die intensiven Kräfte abforbirten, zog ihn der Ernst seiner Studien und seine aparte Natur ab vom Studentenleben, dessen unphilosophische und noch viel mehr unpolitische Richtung auf der rohen alma mater von Gießen ihn mit Abscheu gegen das Corpsleben erfüllte. — An den deutschen Hochschulen stand damals die nachhegellische Richtung auf ihrer Höhe, und Bamberger wurde sofort in sie hineingezogen. — Weit mehr Nahrung für seinen Geist und seine philosophisch-politische Richtung, namentlich auch unter den Studiengenossen fand er indessen, als er 1843 nach Heidelberg sich wandte. Unter seiner Mitwirkung that sich hier eine freie studentische Vereinigung „Walhalla“ auf, welcher eine große Anzahl Jünglinge angehörte, denen Bamberger später auf seinen politischen Wegen wieder häufig begegnet ist, und deren Namen in ganz Deutschland wohlbekannt sind. Wir nennen nur: Karl Hegidi, Lent, Friedrich Rapp, Florian Mörder, Genast und den Hamburger Senator Versmann. Selbstverständlich ward allmählig die französische Tradition abgelegt, und das deutsch-wissenschaftliche Leben Mittelpunkt der Anschauungen und Strebungen Bambergers und seiner Freunde. Doch in der Politik galt ihm die Inspiration des National und was dazu gehörte immer noch als Vorbild. Ein letztes Semester in Göttingen (1845) ward strengen pandektistischen Studien und der ersten Bekanntschaft mit Spinoza's Werken gewidmet, die Bamberger bis dahin nur aus geschichtlichen Darstellungen der Philosophie gekannt hatte. Göttingen ward ihm die eigentliche Schule des Fleißes und Studirens, und das daselbst eingeleitete Leben wurde auch fortgesetzt, als er, nachdem er im Frühjahr 1845 Doctor beider Rechte geworden, als Hilfsarbeiter auf der Kanzlei des Appellhofes in Mainz und dann zur „Stage“ bei einem Rechtsanwalt in Mainz mit der Vorbereitung zu seiner praktischen Ausbildung beschäftigt war. Denn neben französischem Recht und rheinischem Verfahren wurden noch ungelesene Philosophen, namentlich Spinoza, eifrig durchforscht; und zu alledem gesellte sich nun noch eine ihm ganz neue Wissenschaft, die Volkswirthschaft. Die letztere fesselte nun für mehrere Jahre seinen Fleiß am meisten. „Alle englischen und französischen Stifter der volkwirthschaftlichen Schulen“ — schreibt er selbst — „wurden vorgenommen und daneben die eben in Schwung kommenden socialen Theorien mit Eifer und Andacht aufgenommen. In diese drei beschaulichen Jahre von 1845—1848, während deren auch das praktische Staats-Examen im französischen Recht absolvirt wurde, fällt die enge Bekanntschaft mit Spinoza, Hobbes, Hume, Locke, Ad. Smith, Ricardo, Say, Aug. Blanqui, Fr. Bastiat; nicht minder wurden

St. Simon, Proudhon, Fourier excerptirt.“ Wie es möglich wurde, dem argwöhnischen darmheftischen Staatsdienst so viel Zeit für die Volkswirthschaft abzumüßigen, dafür hat Bamberger folgende glaubhafte Erklärung: „Jedesmal, wenn ich auf ein neues Amt commandirt wurde, entfaltete ich einen kannibalischen Fleiß und Eifer. Ich war früh der Erste und spät der Letzte auf dem Posten, übernahm die meistverwickeltesten Nachforschungen und verrichtete daneben noch alle Handlangerarbeit, welche den Andern zu niedrig war, mit mönchischer Demuth. Während solcher Maßen der Grund zu einem guten Vorurtheil gelegt wurde, kam man in vertraulichere Berührung mit den Vorgesetzten“ u. s. w. „Aber mitten in dieses Studienleben der Zurückgezogenheit, welches dem Sonderbundskrieg nur von Ferne eine stille Theilnahme widmen konnte, fiel die Bombe der Februarrevolution.“

Wie sie einschlug — und zündete, hat Bamberger an einer andern Stelle *) unter dem Titel „Aus grünen Tagen“ geschildert. Er trägt dort zwar die eigenen Erlebnisse als die Erzählung „eines jüngst verstorbenen Freundes, des Kreisrichters B. aus M. während seiner letzten Krankheit“ vor. Allein da dieser selbige Kreisrichter schon auf der zweiten Seite zu der Anschauung gelangt, daß man „bei einer Rückkehr ins Vaterland nach zwanzigjähriger Trennung nichts fühlt, als daß man in der Zwischenzeit drei Mal oder mehr gestorben ist — und die Andern erst!“ so ist uns wohl gestattet, diese Wahrnehmung einem Manne zuzuschreiben, der eine günstigere Gelegenheit hatte, Studien über die Wirkungen einer zwanzigjährigen Abwesenheit von der Heimath zu machen, als dies deutschen Kreisrichtern in der Regel beschieden ist. Die Kunde von der Februarrevolution also erreichte unsern Pseudo-Kreisrichter in Heidelberg, wo er nach dreijährigem Philisterium wieder einmal den beiden intimsten Freunden der Hochschule die Hand drückte, und an ihrer Seite „aus dem Revier der concept-grauen Praxis hinaufstieg in die hohe Sphäre der grünen Theorie“, um über der Dinge letzte Gründe mit ihnen zu reden. Er sitzt einsam in Heidelberg bei der Lampe, in der Fensternische, und liest im Cabanis, Rapport sur le Physique et le moral. Da ruft's von unten: „Wissen Sie schon?“ — „Was?“ — „In Paris Republik. Kein Scherz. Es steht im Journal.“ Den Cabanis hat Bamberger erst im Jahre 1852 in Genf zu Ende gelesen, das Journal dagegen sofort. Ihm, „der als stiller Verehrer der Gottheit Revolution herangewachsen, war zu Muth wie dem Kinde, dem die gütige Fee des Märchens leibhaftig vor Augen träte, im lichtblauen Gewande, im goldenen Haar und beglückend mit allen erdenklichen Gaben. Daran hatten wir nie gedacht, daß die Republik je in Frankreich wieder erstehen würde, denn es wäre zu schön

*) In dem 1869 von Jul. Rodenberg herausgegebenen „Salon“ S. 163 fg.

gewesen. Der Abstand gar zwischen unserem Ideenkreise und dem festgewurzelten Regiment der kleinen deutschen Potentaten schien so unmeßbar, daß wir noch viel weniger daran dachten, diese Kluft zu Hause zu überspringen.“ Die erste That Bambergers nach der großen Kunde bestand darin, daß er auf die Straße hinunterstürzte. „Sie war still und einsam. Neun Uhr war vorüber, und die Katzen glitten zu einem Kinnsteinloch heraus und zum andern hinein, als wenn Ludwig Philipp noch in den Tuileries saße.“ Ihn erfaßte eine unbändige Lust, Jemanden zu umarmen. Aber wen? Die Freunde waren nicht aufzutreiben. Er eilt auf das „Museum.“ Hier erbittertster politischer Wortwechsel mit dem alten Professor Z. (Zöpf?) über die Februarrevolution, Franzosen, Louis Philipp, George Sand, Lord Byron und noch vieles Andere, welchen Disput Bamberger bei steigender Creiferung in heiserem Discant und sackseuerroth im Gesicht führt, bis Z. „erschreckt von meinem Wortschwall, und beflissen mich zu verachten, einen breitrandigen Hut vom Haken nimmt und kopfschüttelnd zur Thür hinausgeht; und zwei Corpssburschen von den Westphalen, während sie Billard spielten, mit verwunderten Blicken durch ihre Brillen quer auf mich herüberschauten, mit Blicken, die fragten, was der Mensch denn noch an Freiheit begehren könne, seitdem es erlaubt sei, grün-weiß-schwarze Bänder auf offener Straße über die Brust zu tragen?“ Endlich „blieb ihm niederträchtiger Weise nichts übrig, als sich ins Bett zu legen, wie an andern Nächten. Der eine der Freunde lag schon im Bett, der andere excerptirte Schnauberts Erläuterungen des Lehnrechts bei einer klimperkleinen Studirlampe.“ Da pläzt Bamberger unter sie hinein mit den Worten: „Kinder, wir müssen die Republik umarmen, wir müssen nach Paris, Ihr müßt mit!“ Das war nun allerdings schon aus schönen finanziellen Rücksichten eine Unmöglichkeit. Aber der Vermittlungsvorschlag Bambergers, nach Straßburg zu reisen, wird von den arglosen norddeutschen Freunden, die wenig vertraut waren mit der Sprache, Geschichte und Gegenwart Frankreichs, als das geringere Uebel angenommen, und vermittelt einer Anleihe bei einem väterlichen Geschäftsfreunde Bambergers auch ausgeführt. Wie nun das Kleeblatt in dem Quartier Latin von Straßburg, im Café Suisse mit Hülfe der allezeit bereiten französischen Phantasie als „Deputation der Universität Heidelberg, ja der deutschen Hochschulen insgesammt, betrachtet wird; welche abgesandt worden, um die Studenten der Universität Straßburg zur Herstellung der Republik zu beglückwünschen“, und an dem nämlichen Abend noch von dem Officiercorps der Nationalgarde empfangen und gefeiert wird, welche rothe Reden Bamberger redet, und welches trübselige Gesicht die beklagenswerthen Pommern bei alledem zur Schau tragen; wie die Drei endlich bei Nacht und Nebel entrinnen, um nicht den

kommenden Tag als Vertreter der deutschen Nation in der großen Freiheitsbaumprozession mit einherziehen zu müssen, und kurz vor dem Examen der Norddeutschen eine unerwünschte Popularität zu erlangen — das empfehlen wir unsern Lesern im Urtext nachzuholen. Nun auf der Heimreise in Rastatt gar die beglückende Kunde, in Karlsruhe sei Revolution ausgebrochen. Also nach Karlsruhe! — wo der übliche tiefe Landfriede sie zu Bambergers großem Verdruß empfängt, und selbst eine am folgenden Tage anberaumte Volksversammlung mit thatsächlichen Beweisen rührendster Loyalität auseinandergeht, obwohl der Kellner des Hotels Bamberger treuherzig versichert hatte, daß „viel fremdes Volk in der Stadt sei, Handwerksburschen aus der Schweiz, gefährliche Menschen, die keinen ganzen Schuh am Fuß haben; einige sollen sich sogar mit Barrikaden versehen haben.“ Derselbe unzuverlässige Zeitgenosse mußte freilich auch zu erzählen, in Straßburg seien sämtliche Läden ausgeplündert worden und schwimme Alles im Blute. Bei der Rückkehr nach Heidelberg zeigt sich der revolutionäre Ansteckungsstoff in der gerüchtweise erzählten Absicht, am folgenden Abend alle Juden und namentlich die Kleiderhändler todt zu schlagen, weil sie unberechtigter Weise den Schneidern das Brod vor dem Munde wegstählen. Bamberger bewaffnet sich demgemäß zum Schutze der bedrohten Trödler mit einer erborgten Pistole, Pulver und Blei — und wird nun sofort vor den Amtmann citirt und angewiesen, Heidelberg mit dem nächsten Zuge nordwärts zu verlassen. Alles Protestiren, aller Unwille über die verkehrte Auffassung seiner Volksbewaffnung ist vergeblich, und er beschließt feierlich, „daß dies Geschlecht diesseits und jenseits der Revolution verloren sei.“ Als er heimkam, sahen ihn die Seinen befremdlich an; ein Brief aus Frankfurt hatte ihnen zwei Stunden zuvor gemeldet, er stehe in Baden an der Spitze derer, die da „theilen“ wollten.

Wir haben länger bei dieser Schilderung verweilt, weil der Mann und die Zeit aus solchen „Augenblicksbildern“ am besten erkannt wird. Nach seiner Rückkehr nach Mainz suchte Bamberger übrigens durch nichts das ungünstige Vorurtheil, welches der Frankfurter Brief über seine politischen Ansichten verbreitet hatte, zu zerstören. Im Gegentheil, er ward ein Habitué der stürmischen Volksversammlungen im „Wolfsack“, wo die deutsche Republik nach dem Muster der französischen von 1792 längst als das einzig erstrebenswerthe Ziel jedes anständigen Deutschen anerkannt war, und wo er seine Jungferrede hielt, ein rhetorisches Verdammungsurtheil gegen Robert Blum und Franz Raveaux und deren „viel zu gemäßigte“ Haltung. Zum Vorparlament ging Bamberger nach Frankfurt. In gewissem Sinne hatte er von seinem Standpunkte aus damals das richtige Vorgefühl, daß der deutschen Revolution die Thaten fehlen würden. Und mit ganz richtigem Blick „gab er die Bewegung innerlich auf“, als nach dem 18. März von Berlin

die Nachricht kam, daß der König sich mit dem Volke versöhnt habe, also der Thron stehen geblieben sei. Das Jahr 1848 und das erste deutsche Parlament hätte wahrscheinlich einen anderen Verlauf genommen, wenn die Einsicht, daß ohne Preußen alle Beschlüsse in Frankfurt eitel — Beschlüsse seien, sich so früh Bahn gebrochen hätte, wie im Haupte Bambergers.

In den ersten Märztagen hatte auch das „hessische Volk“ seine Siege „errungen“, hatte sein Landesvater „Alles bewilligt.“ In einer großen Volksversammlung im Hofe des kurfürstlichen Schlosses, welche noch in der Erinnerung jener Zeiten bei dem „Volke von Mainz“ lebt, betrat Bamberger, völlig unbekannt, die Rednerbühne, und sein urwüchsiger und fecker Radicalismus pflückte bei der altjacobinischen Bevölkerung die Lorbeern des Tages. Von jener Stunde an erfreute er sich allgemeiner Popularität. Wenig hatte ihm die Natur zum Volksredner verliehen. Seine bis heutigen Tages schmalbrüstige, etwas vorgebeugte Gestalt, seine damals noch nicht genügend ausgeweitete und bei erregtem Pathos in heisern Discant umschlagende Stimme, welche bei ungewöhnlicher Anstrengung seine Lungen bis zum Blutausswurf reizte, war zum Bewältigen von Massenversammlungen wenig geeignet. Aber der feurige Geist der Revolution, der unmittelbare Funke des Gedankens, der als Kind des Augenblicks in lustigen oder ergreifenden Redeformen ihm über die Lippen sprang zum Ohr der Hörer, die Gluth der Begeisterung und Ueberzeugung, welche allmählig den merkwürdig durchsichtigen feinen Teint des Redners mit einem Incarnat färbte, welches viel intensiver Roth zu nennen war, als sein Haupt- und Barthaar, das von Haus aus in diese demokratische Couleur hineinschimmerte — kurz, das sympathische Gepräge des Naturlautes, das seinen Reden anhaftete, verschaffte ihm auch bei den Jacobinern des souveränen Volkes von Mainz wunderbares Ansehen und andächtiges Gehör. Da sich indessen diese Clubbeliebtheit mit der Thätigkeit und Carrière eines großherzoglich hessischen Richters noch weit weniger vertrug, als das Studium im Adam Smith und Spinoza, so griff Bamberger nun auch berufsmäßig zur publicistischen Feder, übernahm neben Carl Bölsche die Mainzer Zeitung und leitartikelte Tag für Tag aus voller Brust. Einen Theil des Jahres 1848 verbrachte er als Reporter im Frankfurter Parlament, wo er die Bekanntschaft der damals markirenden Männer machte. Er wohnte mit Biz, dem Abgeordneten für Mainz, im selben Hause. Unter allen namhaften Männern der Paulskirche aber hat sich Bamberger am engsten an Arnold Ruge und Julius Fröbel angeschlossen, deren philosophische Richtung ihn besonders anzog. Seine enge Freundschaft mit Ruge hat sich seither ungetrübt erhalten, um so mehr, als auch Ruge bekanntlich den Segen der großen Umwandlung in Deutschland rückhaltlos anerkennt. —

Als während der Wiener October-Revolution der deutsch-demokratische Congress in Berlin tagte, wurde Bamberger, nach G. Feins Rücktritt, zum Präsidenten desselben gewählt. Natürlich war er während der Jubelwochen der Revolution ein sehr geübter und beliebter Volkredner geworden, und hatte namentlich im Organisiren von Vereinen und Beleben des politischen Sinns der ganzen Mainzer Gegend das Seinige redlich gethan. Wirklich datirt aus jener Zeit der rege Geist für politisches Leben in der Landbevölkerung Rhein Hessens, der sich trotz der schweren Reactionsjahre und aller Wühlereien des katholischen Klerus bis heute so unverdorben national erhalten hat, daß aus der Bischofsstadt des Herrn von Ketteler immer nationale Abgeordnete nach Berlin entsandt werden, und der Herr Erzbischof schon bis auf Tauberbischofsheim greifen muß, um einen Sitz im deutschen Parlamente zu erhalten.

Solche Verdienste durften Seiten des „Volkes“ nicht unbelohnt bleiben. Der Abg. Sitz hatte bekanntlich schon vor Uebersiedelung des Parlamentes nach Stuttgart sein Mandat niedergelegt. Die hessische Regierung war weit entfernt, deßhalb etwa eine Nachwahl zu veranstalten; und das Parlament war bereits „gesperrt“, als das souveräne Volk von Mainz Bamberger an Sitz' Stelle wählte. Die Acten dieser sehr zweifelhaften Wahl, zu deren Prüfung es infolge der Ungunst der Verhältnisse glücklicherweise nie kam, lagen mit in dem Archiv, das der letzte Präsident des Kumpfparlamentes, Löwe, als Reichskleinod in partibus infidelium mit sich herumsührte. Indessen waren es weniger juristische Scrupel, welche den neuen Abgeordneten für Mainz abhielten, seinen Sitz in Stuttgart einzunehmen. Er war vielmehr bereits mit Sitz unter die Häuptlinge des pfälzischen Aufstandes gegangen, dem er ein organisirtes Hilfscorps zuführte; ohne Hoffnung, nur um das zu thun, was ihm damals als Schuldigkeit bei einem letzten Versuch erschien. Diesen Posten im Felde mit dem parlamentarischen Sitze zu Stuttgart zu vertauschen, däuchte ihm weniger muthvoll, und so harrte er aus bis zuletzt. Der Verlauf des pfälzer und badischen Aufstandes ist ja bekannt; wir besitzen von allen Seiten interessante Schilderungen darüber. Diejenigen der aufständischen Führer sind natürlich mit den herkömmlichen Ausfällen gegen alle übrigen „Generale“ der Revolutionsarmee gewürzt, gerade wie die verschiedenen „Kriegsgeschichten“ der französischen Generale der Republik von 1870 und 1871. Am Ende aller dieser Darstellungen wird dann dem staunenden Leser der Kriegsplan enthüllt, welcher unfehlbar zum Siege geführt hätte, wenn nicht die Thorheit der Zeitgenossen die Verblendung besessen hätte, der Weltgeschichte einen andern Gang zu geben. Auch Ludwig Bamberger hat seine kurze kriegerische Laufbahn geschildert (im Sommer 1849) unter dem Titel: „Erlebnisse aus der

„Pfälzer Erhebung“ (Literarische Anstalt, Frankfurt). Aber diese Memoiren unterscheiden sich sehr vortheilhaft von den übrigen gleichartigen Leistungen. Sie sind schonungslos offen. Sie enthüllen ohne alle Reserve die schwache und starke Seite dieser Vorgänge, und haben in Folge dessen Bamberger manchen Vorwurf der Kampfgenossen von ehemals zugezogen. Aber er hat die Veröffentlichung nie bereut.

Der Betheiligung Bambergers am Aufstande der Pfalz folgte übrigens die Strafe auf dem Fuße. Der Assisenhof zu Zweibrücken verurtheilte ihn in contumaciam zum Tode. Das heimathliche Hessen begnügte sich damit, sechs bis acht Jahre Zuchthaus hinter ihm drein zu erkennen, und zwei Jahre Gefängniß wegen einer bei der Todtenfeier Robert Blums in Mainz im November 1848 von ihm gehaltenen Rede, von welcher Bamberger die Möglichkeit, den Kaiser von Oesterreich beleidigt zu haben, heutzutage nicht in Abrede stellt. „Da ich mich mit diesen beiden befreundeten Regierungen niemals darüber einigen konnte, welche dieser Strafen, und wann sie vollstreckt werden sollte,“ erzählte Bamberger zwanzig Jahre später seinen Collegen vom Zollparlament bei einem Berliner Fractionsdiner, „so wählte ich eine Mittelstrafe und verurtheilte mich selbst zu 14 Jahren Bankhaus.“ Aber soweit war er jetzt noch lange nicht. Vom Juli bis October 1849 führte er ein unstetes Flüchtlingswanderleben in Zürich, Bern und Genf; dann ging er nach London, um dort den entscheidenden Entschluß für seine Zukunft zu fassen. Heroisch war dieser Entschluß zu nennen, aber entscheidend sollte er dennoch nicht sein. Bamberger ging nämlich jetzt allen Ernstes daran, sich zum Eintritt in die englische Rechtspraxis vorzubereiten, und studirte zu dem Ende einige Monate lang auf der Juristenbibliothek des inner temple englische Jurisprudenz und besuchte die Gerichtshöfe. Allein auch auf dieser Bahn kehrte er bald wieder um; weniger deshalb, weil lange Jahre mühseltiger genußloser Arbeit zu durchlaufen waren, ehe er ans Ziel gelangen konnte, als vielmehr in der richtigen Ueberzeugung, daß ihm die Möglichkeit, zu einer unabhängigen Lebensstellung zu gelangen, auf diesem Wege immer im weiten Felde bleiben werde. „Nach manchen schweren Tagen und Bedenken“ — schreibt er uns — „entschloß ich mich, ein rascher zum Ziele führendes Handwerk zu erlernen, schnitt eines Morgens meinen Flüchtlingsbart ab, und ging auf ein Bankcomptoir der City, wo mir verwandtschaftliche Verhältnisse das anfangs und lange noch recht harte Lehrlingsleben leichter zu machen geeignet waren. Es ist schwer, mit 25 Jahren noch einmal von vorn anzufangen, namentlich wenn man den Stolz des deutschen Studirten gegenüber dem Handlungsdieners hat. Wenn etwas gut war an der Schule des Lebens, die ich durchmachte, so war es die Erfahrung, daß in einem wohlorganisirten Kaufmannsgehirn nicht unedlere Thätigkeiten vor sich gehen und nicht unbe-

deutenderes Wissen gesammelt wird, als in dem Gehirn eines Gelehrten. Handwerker gibt es in den vier Facultäten auch genug."

Bamberger blieb bis 1850 in London und siedelte dann nach Antwerpen über, wo er seine Lehrzeit fortsetzte und nach einem Jahre beendet hatte. Ende des Sommers 1851 begab er sich nach Amsterdam, um sich mit der Sprache und den Handelsgebräuchen Hollands bekannt zu machen, und im Herbst desselben Jahres etablirte er sich selbstständig unter seiner eigenen Firma in Rotterdam. Dieses Geschäft betrieb er zwei Jahre lang, bis im October 1853 ihm Gelegenheit geboten wurde, in das Pariser Haus seiner Verwandten einzutreten. Seine Kenntniß des französischen Rechts und der französischen Sprache machten es ihm leicht, sich in die neuen Verhältnisse zu finden, und so hat er denn vierzehn Jahre lang das Geschäft theils allein, theils in Gesellschaft mit Andern geleitet. „Die Schilderung dieser vierzehn Jahre" — schreibt er uns — würde einen Band Memoiren machen. Auf der einen Seite in einem großen Weltgeschäft, das an allen großen Finanz- und Industrieunternehmen theilhaftig war, auf der andern in der literarisch-politischen Welt beider Nationen verkehrend, die Studien im französischen Recht praktisch und theoretisch fortsetzend, hatte ich natürlich Gelegenheit genug, Menschen und Dinge kennen zu lernen. Der Geschmack an den guten Seiten des französischen Wesens im Leben und Schreiben ward ausgebildet und Quelle vielfachen Genusses. Ich bekenne das noch heute immer gern und verdanke diesem Sinn wohl die Entwicklung eigener Formfähigkeit." Seine Hauptthätigkeit als Kaufmann widmete er Eisenbahn-, Hütten- und Bergwerks-Unternehmen in Spanien, Italien und am Niederrhein.

Die Hoffnung der Rückkehr nach Deutschland aber und in dessen politisches Leben ist nie in ihm untergegangen, obwohl er nun in der Fremde Alles gefunden hatte, was einem strebenden Manne begehrenswerth sein kann: eine glückliche Ehe, Reichthum und regen geistigen Verkehr mit bedeutenden Männern Deutschlands und Frankreichs. Die erste politische Handlung, mit welcher er wieder das alte Band zum Vaterlande direct anknüpfte, war seine berühmte anonyme Broschüre „Suche nach Italien!" welche bei Beginn des französisch-italienischen Krieges gegen Oesterreich die lieben Landsleute davor warnte, dem Schmerzensrufe der Großdeutschen Glauben zu schenken, daß die Grenzen Deutschlands am Mincio bedroht seien und vertheidigt werden müßten. Mit richtigem Blick weissagte die Broschüre, daß aus Italiens Befreiung auch die deutsche Nationalität erstehen werde. Daran knüpfte sich ein offener Brief an Julius Fröbel, der sonderbarer — seiner Entwicklung jedoch entsprechender Weise*), Partei für Oesterreich ergriffen hatte. Seitdem kam

*) Vergl. den Artikel „Jul. Fröbel" von Constantin Kössler, Grenzbl. IV. Quartal 1871.

die politische Schriftstellerei Bamberger's wieder in Fluß. 1860 begründete er mit Ludwig Walesrode und H. B. Oppenheim die „Demokratischen Studien“, in deren zweiten Band er namentlich die Geschichte der Französelei am Rhein schrieb. Ueberhaupt zeigen diese Arbeiten Bamberger's die schrittweise Erstarkung der nationalen Erkenntniß im Gegensatz zu den revolutionären Traditionen und demokratischen Velleitäten seiner Vergangenheit. Als die „Demokratischen Studien“ untergingen, gründete H. B. Oppenheim die „Deutschen Jahrbücher“, an denen Bamberger fleißig mitarbeitete, und für welche er namentlich in das erste Heft von 1862 einen Artikel über die Gold- und Silberfrage schrieb, in welchem er damals schon für die Einführung der Goldwährung eintrat.

Bereits vor Ausbruch der großen Krise von 1866 hatte Bamberger den Entschluß gefaßt, mit dem 1. Januar 1867 sich vom Geschäft zurückzuziehen. Die Ereignisse kamen daher auch seinen persönlichen Wünschen wie gerufen entgegen. Sobald der Krieg sich nicht mehr vermeiden ließ, war ihm kein Zaudern denkbar, daß man zu Preußen stehen müsse. Sofort nach den Präliminarien von Nicolsburg trat er in der Presse gegen das großdeutsche Demokratenthum auf, welches seine Augen gegen den Weg der Geschichte verschloß. Er that es hauptsächlich, um in seiner engeren Heimath den alten Preußenhaß bekämpfen zu helfen. „Wenn ich mir etwas zum Verdienste anrechnen darf“, schreibt er, „ist es, durch meine alte und nie ganz vergessene Popularität und die sachverständige Behandlung der mittelhheinischen Bevölkerung einen Theil dieses Gebietes davor bewahrt zu haben, daß er die Beute des württembergischen Beobachters wurde und dadurch den Pfaffen in die Hände arbeitet. Es wird mir aber auch in beiden orthodoxen Kirchen nie verziehen, daß ich meinen demokratischen Credit dazu gebrauchte, das große Werk deutscher Nation zu fördern, statt mich im Eichhornskästig der abgestandenen Phraseologie herumzudrehen. Julius Frese, „die Geißel der Apostaten“, wie Carl Mayer ihn nannte, hat viele blutige Thränen auf mein abtrünniges Haupt geweint.“

Seine alte Heimath gab ihm bald den Beweis, daß sie mit dem Sinne seines Wirkens von Herzen einverstanden sei. Trotz aller Wahlkünste der Ultramontanen und Dalwigkianer, und obwohl die Herren Bebel und Liebknecht im hessischen Land auf und ab reisten und redeten für die rothen Candidaten der schwarzen Internationale und des Herrn von Dalwigk gegen die bösen Nationalen, wurde Bamberger im Frühjahr 1868 zum Zollparlament gewählt. Je Siebenundneunzig unter Hundert Wahlberechtigten stimmten in den ländlichen Ortschaften um Mainz am Wahltag ab, und gaben den Ausschlag für Bamberger. Sein öffentliches Wirken im Zollparlament, sowie im deutschen Reichstag seit 1871 darf im wesentlichen als bekannt gelten. Wir

berühren daher nur flüchtig diese hervorragende parlamentarische Thätigkeit. Vom ersten Tage seiner Abgeordnetenlaufbahn an trat er der nationalen Fraction förmlich bei, während bekanntlich die bairischen Böllner, vielmurvorben von den Nationalen und der Fortschrittspartei, scheu für sich blieben und heutzutage den Kern der „liberalen Reichspartei“ bilden. Wesentlich auf seine Anregung wurde die Adresse im Jahre 1868 erlassen, die an der unnatürlichen Coalition der Conservativen, Particularisten und Fortschrittspartei scheiterte. Sein Antrag war es, der am 28. Mai desselben Jahres zu dem „großen Tag des Zollparlamentes“ führte, wo Bismarck das Wort sprach, „daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet“, und Bött hinzu fügte: „Jetzt ist Frühling geworden in Deutschland!“ Bamberger war es, der zuerst durch seine mit einer Fülle politischer Ausfälle gegen das System Dalwigk gewürzte Rede den hessischen Bundesrath Hoffmann und den „Rechtsconsulenten der Süddeutschen“ Herrn Probst zur Abwehr herauslockte, und damit wieder alle nationalen Geister im Hause und am Ministertisch entfesselte. Ueberhaupt gehörte Bamberger in der deutschen Frage und allen sonstigen Einheitsfragen zu den nationalsten der Nationalen, in der Zoll- und Handelspolitik zu den vorgeschrittensten Freihändlern, in allen „Freiheitsfragen“ dagegen zu dem linken Flügel der Nationalliberalen. Von diesem dreifachen Gesichtspunkte aus will sein Wirken im Parlament beurtheilt sein. Dem nationalen Streben Bambergers entsprang, außer den obigen Anträgen, im Frühjahr 1870 sein Antrag auf Vornahme einer gesamtdeutschen Enquête zur Herstellung der deutschen Münzeinheit, welchen der einstige Reichsregent, der Schwabe Becher, so ungeschickt angeiff, daß Bamberger die willkommenste Gelegenheit fand, die Verwirrung der süddeutschen Währungsverhältnisse zu schildern. Er sagte damals: „Ich fürchtete, die Richtigkeit meines Antrags sei so überzeugend, daß er ohne Sang und Klang votirt werden würde. Ja, ich glaubte einen Augenblick lang, daß ich mich gegen den Verdacht werde wehren müssen, als sei dieser Gegner aus Gefälligkeit und aus einer Verabredung mit mir aufgetreten (Heiterkeit), um dem Antrage einiges Relief zu geben. . . . In Wahrheit haben wir die bunteste Münzconfusion im Süden, die nur je in einem barbarischen Lande existirt hat. (Widerspruch.) Ja, meine Herren, Sie mögen murren; ich, der ich die Dinge aus eigener Anschauung kenne, stehe nicht an, Ihnen zu sagen, das Münzwesen des deutschen Südens ist so verworren, so mit fremden Elementen verfehlt, daß ich nicht anstehe, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben wollen, es scrophulös zu nennen.“ (Große Heiterkeit.) Die eingehende Schilderung dieses scrophulösen Zustandes, die nun folgte, ist äußerst erheiternd und belehrend.

Demselben Drange nach Einheit entsprang im Jahre 1871 sein Antrag, das Bildniß der Landesherren von den Reichsmünzen abzuschaffen, und alle

übrigen unitarischen Anträge, die unter seiner Mitwirkung und Mitaneuerung von der nationalen Partei in das Haus eingebracht wurden. Auch hat er im Jahre 1870 seinen nationalen Sinn bekundet dadurch, daß er sich dem deutschen Kanzler bedingungslos zur Verfügung stellte, und seine guten Dienste durchaus uneigennützig und aufopfernd dem Generalgouvernement des Elsaß leistete. — Seine freihändlerische parlamentarische Thätigkeit dagegen ist markirt durch seine zahlreichen Reden im Zollparlament gegen die schutzzöllnerischen Utopien eines Moritz Mohl und die brutal-fiscalischen Tarif-Vorlagen des Ministers von der Heydt; umgekehrt dagegen durch sein lebhaftes und erfolgreiches Eintreten in Rede, Schrift und That für das Zustandekommen der durch den Minister Camphausen vorgelegten freihändlerischen Tarifierform.

Die freiheitliche Richtung Bambergers endlich ist diejenige, die noch die zahlreichsten Spuren vom „Wolfseck“ zurückgelassen hat. Wir möchten sagen, in dieser Hinsicht ist Bamberger einigermassen unberechenbar. Wenn er plötzlich einmal die gemeine Freiheit, die germanische Libertät bedroht glaubt, — dann regt sich in ihm der geborene Jacobiner, dann läuft ihm das Antlitz auf der Tribüne des Parlaments wieder „fackelfeuerroth“ an, dann schlägt ihm die ruhige gleichmäßig ausgiebige Stimme in den alten Discant des Heidelberger „Museums“ um. Und dennoch stehen solche Rücksälle in das alte Naturburschenthum ihm nicht übel. Denn der Kenner seines Lebens zieht daraus doch nur den einen freudigen Schluß, daß eine ganz andere Stimmung und Gesinnung ihm die vorherrschende ist, daß dieser Mann eine weite Bahn zu einem großen Ziele erfolgreich durchmessen hat, und daß keine augenblickliche Wallung mehr ihn davon abzudrängen vermag. Zu solchen demokratischen Velleitäten Bambergers rechnen wir sein Botum am Vorabend der Entscheidung des Reichstags 1870 über die Todesstrafe: „Ich fürchte, der Welt käme es vor, als ständen wir bürgerliche Deutsche mit dem Halseisen hoch auf einem Gerüste und würgten unser eigenes Buch Blatt für Blatt hinab, dieweilen unten die Herren vom Adel spazierten und ironisch das Schauspiel durch ihre Lognetten mit ansehen. Pereat codex, fiat Germania!“ Und ebenso rechnen wir dahin seine vorjährige Erhörung gegen den Generalpostdirector Stephan bei Gelegenheit der Versetzung von zwei Hamburger Postexpedienten, wo sein höchster Eifer in dem Citate ausströmte: „Hunde sind wir ja doch.“ Aber wir sind weit entfernt, den Werth des Mannes und seiner Leistungen deshalb gering zu achten. Vielleicht betrachtet sich auch Ludwig Bamberger vom Schilderhaus der deutschen Freiheit abgelöst, seitdem Mühler gefallen, das Schulaufsichtsgesetz durchgedrungen, der Troß des Herrenhauses gebrochen, und das große Grenzboten II. 1872.

Kesseltreiben auf die Internationalen jeden Bekenntnisses von Reichswegen eröffnet ist.

Wir möchten indessen die schriftstellerischen Leistungen Bambergers, welche seine parlamentarische Thätigkeit erzeugte, ebenso hoch schätzen wie diese selbst. Namentlich waren seine „Vertraulichen Briefe aus dem Zollparlament“ von 1868—1870 *), welche damals ganz frisch die erste starke Regung bei den wichtigsten Fragen und Ereignissen in einem Duzend rüstiger Blätter von Posen bis Nürnberg auf einmal in die Tagesfluth hinausströmen ließen, ein durchaus ungewöhnliches publicistisches Unternehmen, und wir begreifen vollkommen, daß und warum sie, zumal in Süddeutschland, eine zauberische Wirkung auf die Leser zu Gunsten der nationalen Sache übten. Denn auch die „aufgespießten Eintagsfliegen“ — wie Bamberger diese Sammlung bescheiden in seiner Widmung an Arnold Ruge nennt, — empfangen ihren goldenen Schimmer von den ewigen Ideen und dem weltumfassenden Blick, welche „wir Journalisten“ zu eigen haben. „Auf dem Blatt, das uns zum Frühstück vorgelegt wird“, sagt er, „schwingen wir uns empor zur Sonnenhöhe, von der herab der ganze Erdball wie das Tischtuch vor uns ausgebreitet liegt; und in geringerer Zeit als der Zucker braucht, um in der Theetasse zu schmelzen, schweift unser Auge von dem Palast des Taifun über den stillen Ocean und das Felsengebirge hinüber zu dem weißen Hause von Washington. Jetzt begrüßen wir das Universum bis zu den Antipoden und fühlen uns gestärkt in der Gemeinschaft des Denkens und Wissens mit Hunderttausenden unseres Gleichen, empfinden das erhaltende Band, schauen die waltende Ordnung, hören den hallenden Tritt des großen Weltgeschickes, senden unsere innerste Herzensansicht hinaus und empfangen sie zurück von Unzähligen unserer Mitlebenden.“ Wer die ernstesten und humoristischen Seiten der nationalen Halbentwicklung Deutschlands vor 1870 studiren, die feinsten Beobachtungen über Frankreich und die Franzosen spielend eingeflochten lesen will, dem kann die kleine Sammlung aufs Wärmste empfohlen werden. — Vollständig von französischem Esprit getragen, und darum auch bei den Franzosen besonders wirksam war die im Jahre 1868 von Bamberger in der „Revue Moderne“ französisch geschriebene, später auch bei Mich. Lévy als Band erschienene Studie über Bismarck. Den Geist dieser Studie zeichnen die, wenn auch aus neuester Zeit datirenden Worte Bambergers in einem Briefe aus Rom: „Die Vorgänge im Landtag machen natürlich hier Sensation; mir machen sie ordentlich Heimweh, und ich verliere den Sinn für das Forum und die Campagna, wenn ich lese, wie große Dinge bei uns vorgehen, und wie der große Mann zu Hause die größten Erwartungen übertrifft.“ — Den Franzosen war Bamberger schon zu

*) 1870 gesammelt erschienen bei Ernst Günther, Breslau.

vor durch seine französischen Artikel über Adam Lux in der „Revue Moderne“, durch seine Schilderung der deutschen Colonie in Paris in dem „Paris Guide“ ein geschätzter Autor geworden. In unserer Muttersprache hat er in neuester Zeit eine sehr verdienstvolle Abhandlung über die Wahl- und Schlachtsteuer in Fauchers Vierteljahrsschrift geschrieben, und durch die Herausgabe des „Repertorium des deutschen Reichstags, Berlin, J. Guttentag 1871“ einem wirklichen Bedürfnis abgeholfen. Kaum ein Jahr vergeht, ohne daß er dieser eifrigen fruchtbringenden Thätigkeit als Abgeordneter und Publicist ein neues würdiges Blatt hinzufügte.

Am Ende dieser Schilderung eines reichen vielbewegten Manneslebens kehren wir zurück zu dem Gedanken, von welchem wir ausgingen. Im Grunde ist es nichts als das Ueberwuchern französischer Staatsauffassung, jenes tiefsten Mißtrauens gegen alle Organe der Staatsgewalt, und jedes dieser Organe und Glieder untereinander, welche das Auge eines so begabten Mannes, wie Ludwig Simon, auf die Dauer starbblind machte gegen die Fortschritte der deutschen Entwicklung; welche Ludwig Bamberger erst auf den weiten Umwegen über das „Wolfseck“ und den pfälzischen Aufstand, die Schweiz, England, die Niederlande und Frankreich in das Lager der heutigen deutschen Nationalen gelangen ließ. Französische Ideen und Vorurtheile waren es, welche das aufstrebende deutsche Geschlecht von 1830 und 1848 rückhaltlos und frohgläubig als die seinen anerkannte. Französische Anschauungen nicht minder, obwohl des Effectes halber für eigenartig deutsche ausgegeben, beherrschen die parlamentarische Opposition Deutschlands in dem Anfang der sechsziger Jahre so gut, wie heute noch deren Nachfolger. Bei diesen zeigt sich die französische Illusion von der „Theilung der Gewalten“, von den „unveräußerlichen Grundrechten der Bürger“ u. s. w. in hundert synonymen und ebenso zweideutigen deutschen Schlagwörtern. Die neue Zeit und das Beispiel der Besten des Volkes beginnt unsere Jugend zu einer neuen Lehre zu erziehen: zur Lehre von der Pflicht gegen den deutschen Staat.

Federzeichnungen aus Rußland

von F. Savend.

Es gehört kein langer Aufenthalt in Rußland dazu, um zu erkennen, daß man sich bei uns in Deutschland eine ziemlich verkehrte und jedenfalls eine ganz unvollständige Vorstellung von dem Zarenreiche macht. Wir spotten so oft der Franzosen über ihre Unkenntniß von Land und Leuten in Deutschland, und es ist wahr, die französische Ignoranz in diesen Dingen ist ebenso groß, wie die französische Arroganz, mit der sie noch heutigen Tages andere Nationen über die Achsel ansehen. Aber uns Deutsche trifft beinahe derselbe